

Nr. 189 Bydgoszcz, 20. August Bromberg 1939

B. Gerde

Das graue Gitter.

Lebensroman eines deutschen Mädchens in China.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zur selben Zeit befand sich der Zug bereits in der Nähe Suijuans. Mr. Wyatt konnte sich nicht erinnern, jemals in seinem Leben so qualvolle Stunden erduldet zu haben. In einem Waggon, in dem normal 200 Menschen Platz gefunden hätten, waren acht- bis neunhundert Chinesen zusammengedrängt. Die Sonne brannte auf die Holzdächer. Mr. Wyatt war zwischen schwitzenden und stinkenden Kulis eingepreßt, er mußte seine Beine an sich ziehen, um nicht in die Gesichter der am Boden Liegenden zu treten, während vor seiner Nase die Beine der auf dem Gepäckträger Hockenden baumelten.

Der Zug hielt in der Nähe des Bahnhofs von Suijuan. Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett bewachten die Straßen zur Stadt. Niemand darf in die Stadt, hieß es. Die Lebensmittel sind ausgegangen. Heute wurde der letzte Reis verteilt.

Hungersnot!

Mr. Wyatt war so glücklich, einen englischen Ingenieur von der Bahnleitung zu finden. „Ich werde Sie in die Stadt mitnehmen", sagte der Weiße. „Wir müssen aber zu Fuß gehen. Das Militär hat alle Zugänge verrammelt."

Mr. Wyatt verspürte die heimtückische feuchte Hitze, die sich langsam und immer tiefer in seinen Kopf hineinfraß. Eine Hitze, die sein Gedächtnis tötete. Er vergaß, weswegen er überhaupt nach Suijuan gekommen war.

Es war eine unheimliche Stadt. Eine geheimnisvolle, halbtote Stadt. Verhungerte Kinder lagen in den Straßen, die Menschen waren trotz ihrer gelben Hautfarbe blaß wie der Tod. Das Trinkwasser wurde in großen Behältern für teures Geld verkauft. Es gab kein Fleisch mehr, keinen Reis, kein Brot.

Von Hunger gepeinigte Menschen irrten umher.

Mr. Wyatt konnte kaum die Augen offen halten. Er glaubte zu fiebern.

„Ja, ja", sagte der englische Ingenieur, „das große Sterben hat begonnen. Glücklich ist, wer rechtzeitig fortfahren konnte. Kein schöner Anblick, hier in den Straßen."

„Darf ich Sie bitten, mich zu dem Pestspital zu führen?"

„Sie sind wohl einer von den amerikanischen Missionsärzten?"

Mr. Wyatt nickte mit dem Kopfe.

„Das Pestspital liegt hier in der Nähe. Ich kann Sie natürlich nur bis zum Eingang führen."

Mr. Wyatt wußte nicht, wie er bis zum Eingang gekommen war. Er erinnerte sich nur, daß der freundliche Ingenieur der Wache am Tor etwas zugerufen hatte. Dann waren ihm die Sinne geschwunden. Unter seinem Körper schwankte eine Tragbahre. Dann wurde es finster um ihn.

*

„Dr. Spindler läßt Sie auf die „weiße Abteilung" bitten", meldete ein Spitalsdiener Grete, die eben die Injektionsspritzen über einem kleinen Spirituskocher auskochte.

Grete verlöschte die blaue Flamme mit einem runden Deckel und hob ein durchlöchertes Gestell aus dem kochenden Wasser. Dann machte sie sich auf den Weg. Aus den Baracken drang das Stöhnen und Seufzen schmerzerfüllter Menschen. Der Geruch von Sublimat und Karbolsäure erfüllte die Gänge.

„Wir haben Besuch bekommen, Grete", sagte Dr. Spindler und sah von dem Thermometer auf, den er in der Hand hielt. „Besuch aus dem Grandhotel in Tsingtau. Unfaßbar, wie Mr. Wyatt das zustande brachte. Bei 39,5 Grad Fieber und Magenblutungen. Dabei nichts, was auf Pest indizieren könnte. Zwei chinesische Leichenträger sahen ihn auf dem Vorhof zusammenstürzen und glaubten, es wäre einer der Herren von der amerikanischen Kolonie. Letaler Ausgang scheint mir ziemlich sicher zu sein. Ich kann Ihnen nicht helfen, Grete. Wir können ihn nicht ohne Pflege lassen, Schwester Ellen hat auf der weißen Abteilung nichts zu suchen."

Grete trat an das Bett heran, in dem Mr. Wyatt lag. Seine Augen blickten sie an, als käme Grete aus einer anderen Welt. Seine magere ausgezehrte Hand beschrieb in der Luft imaginäre Kreise.

„Fort, fort von hier." Mr. Wyatt versuchte sich aufzurichten. „Fort aus der Hölle, Sie müssen fort. Nicht hierbleiben. Krank, alles krank . . ."

„Sie sollen nicht so viel sprechen", sagte Grete begütigend. Sie entsann sich dunkel, diese Worte schon einmal zu ihm gesprochen zu haben. Es war auch in einem Krankenhaus, und Mr. Wyatt lag auch damals matt und hilflos vor ihr.

Grete faßte nach dem Puls. Er ging unregelmäßig und eilig wie die Morsezeichen eines Telegrafen.

„Ich werde Dr. Spindler rufen müssen", sagte Grete halblaut vor sich hin.

„Nein, nicht!" bat Mr. Wyatt. „Nicht Dr. Spindler, einen anderen Arzt, jeden, nur nicht Dr. Spindler."

„In seinen Händen sind Sie am sichersten aufgehoben", sagte Grete. „Von den anderen Herren arbeitet niemand auf der weißen Abteilung. Wie kommen Sie überhaupt in das Pestspital? Sie haben keine Schwellungen der Drüsen. Sie sind nicht pestkrank."

„Ich wollte zu Ihnen, Grete!" Die Stimme Mr. Wyatts war leise und belegt, sein Sprechen wurde durch öfteres Husten unterbrochen. „Mußte Sie wegholen. Narrheit von Ihnen. Alles Wahnsinn. Sie kennen China nicht, China und die Pest. Ich habe sie 1922 erlebt in Südchina. Von den amerikanischen Ärzten kam keiner zurück, auch keine Pflegerin. Sie müssen fort, Grete.

Wir reisen morgen! Dschunke in Bautu gemietet. Schöne Dschunke. Bequeme Kabine für Sie. Matrosen sind Räuber, aber gut bezahlt. Besser mit Räubern! Seutschan wartet in der Station. Ich muß Seutschan verständigen. Wissen Sie, wo die Station ist?"

Jetzt betrat Dr. Spindler das Zimmer. Mr. Wyatt setzte sich auf, streckte beide Hände abwehrend vor sich hin, während Dr. Spindler das Stethoskop aus seiner Außentasche nahm und das Herz Mr. Wyatts abhorchen wollte.

„Weg von mir, Satan des Todes, weg von mir . . . weg . . ."

„Die Magenwand scheint durchbrochen zu sein", sagte Dr. Spindler leise zu Grete. „Operation scheint mir ausgeschlossen. Was hat er nur gegen mich? Er tobt, sobald ich das Zimmer betrete."

Ein neuerlicher Hustenanfall schüttelte den mageren Körper des Kranken. Das Tuch, das ihm Grete an den Mund hielt, war blutig geworden.

„Ich will nicht sterben Doktor", ächzte Mr. Wyatt, „ich will nicht sterben. Noch nicht, noch lange nicht. Das Leben ist mir so viel schuldig geblieben. Ist mir alles schuldig geblieben. Bleib bei mir, Grete, immer bei mir, immer . . ."

Grete hatte die Hand Mr. Wyatts gefaßt. Sie streichelte sie leise. Dann fühlte sie, wie sich die Hand kalt und leblos anfaßte.

„Exitus", sagte Dr. Spindler und fuhr mit seiner Hand über die Augenlider Mr. Wyatts. „Armer Millionär . . ."

Dann fühlte er selbst den Boden unter seinen Füßen wanken.

„Erdbeben?" dachte er einen Augenblick. Vor seinen Augen begann es zu flimmern. Er sah rote und blaue Blitze. Seine rechte Hand fuhr an den Hals. Er verspürte in seinen Halsdrüsen ein merkwürdiges Ziehen.

„Lassen Sie den Toten hinausschaffen und das Bett frisch überziehen. „Wir haben einen neuen Kranken."

Grete gab den nötigen Auftrag. Während zwei chinesische Diener den toten Millionär hinaustragen, fragte sie so nebenbei:

„Wer ist es?"

„Ein gewisser Dr. Spindler", gab der Arzt zur Antwort.

*

Wolf Hessenkamp hatte sofort nach seiner Ankunft in Suijuan den dortigen Gouverneur aufgesucht.

„Die Lage ist ernst", hatte ihm der chinesische Gouverneur gesagt", es fehlt an dem Nötigsten. Die Erkrankungen sind zwar bereits auf die Hälfte zurückgegangen, dafür fehlt es an Brot und Reis. Ich danke der amerikanischen Mission für die Medikamente. Ich habe sofort Auftrag gegeben, daß sie in das Pestspital geschafft werden. Kann ich Ihnen mit irgend etwas behilflich sein?"

„In Ihrem Pestspital befindet sich eine Krankenschwester namens Grete Illing. Die amerikanische Mission bittet sie, diese Schwester unverzüglich nach Tientsin zu schicken. Natürlich nach der vorgeschriebenen Quarantäne. Dr. Curtiß, der Chefarzt in Tientsin, meint, eine 18tägige Quarantäne würde genügen."

„Der Wunsch der amerikanischen Mission wird selbstverständlich erfüllt werden", sagte der Gouverneur. „Darf ich Sie bitten, während Ihrer Anwesenheit in Suijuan mein Gast zu sein?"

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen", gab Wolf Hessenkamp zur Antwort. „Ich habe leider bereits die Einladung des hiesigen Konsulats angenommen."

„Dann bitte ich die beiden Herren, heute abend meine Gäste zum Tee zu sein", sagte der Gouverneur und entließ Wolf Hessenkamp mit einer tiefen Verbeugung.

Es war für den Deutschen schwer, sich den Weg durch die dichtgefüllten Gassen zu bahnen. Wolf Hessenkamp hatte an diesem Morgen einen Brief in das Spital geschickt. Er hatte Grete gebeten, um drei Uhr nachmittags an das Besuchsfenster zu kommen. Wolf Hessenkamp bereitete sich auf diesen Anblick vor. Er fürchtete, daß ihn nach all den Mühen und Gefahren bei diesem Anblick die Kraft verlassen würde.

Hundertmal sagte er sich die Worte, die er an Grete richten wollte. Er wußte, daß man ihm nicht lange Zeit lassen würde. Er wollte auch Grete schonen, er mußte sie warnen. Er mußte ihr mitteilen, daß Mr. Wyatt in Suijuan war. Es war ihm bis jetzt nicht möglich gewesen, den Aufenthaltsort dieses verrückten Amerikaners ausfindig zu machen.

Die Stunden schien nicht vorrücken zu wollen. Träge bewegte sich der Zeiger seiner Armbanduhr. Ein Beamter des Gouverneurs holte Wolf Hessenkamp zur vereinbarten Stunde ab.

Zum ersten Male sah er die Gruben mit Kalk, in die man die Toten warf, sah die lange Prozession der Krankenträger, hörte das Wimmern und Stöhnen der Erkrankten, Wolf Hessenkamp biß die Zähne zusammen. Das war also die Umgebung, in der Grete jetzt lebte.

Dann war man am äußersten Flügel des Spitals angekommen. Wolf Hessenkamp mußte vor einem Zaune Halt machen. Einige Meter hinter diesem Zaune erhob sich die rückwärtige Mauer des Spitals. Eine graue, schmutzige Mauer, von der bereits der Mörtel abgefallen war. Am unteren Rande der Mauer hatte sich Moos angefressen, die Feuchtigkeit war bis zum ersten Stock gestiegen.

Wolf Hessenkamp sah über sich ein vergittertes Fenster. Die Unterteilung des grauen Gitters war so klein, daß niemand den Kopf durchstecken konnte, nicht einmal ein Kind.

Nun wurde das Fenster geöffnet, eine weißgekleidete Gestalt in einer weißen Gesichtsmaske erschien. Eine Hand streckte sich zum Gruß durch das Gitter.

„Grete, Grete!" rief Wolf Hessenkamp hinauf. Er vergaß alles, was er sagen wollte. Vergaß seine wohlüberlegten Sätze und Worte.

„Ich bin gekommen, um dich zu holen!" rief er hinauf. Ihm war, als müßte er über einen Fluß rufen. Einen Fluß ohne Brücke, ohne Schiff, keine Möglichkeit, jemals hinüberzukommen.

„Ich habe die Erlaubnis des Gouverneurs. Du kommst auf 18 Tage in die Quarantänestation der amerikanischen Mission. Ich habe alles vorbereitet."

Die vermummte Gestalt dort oben hinter dem Gitter schüttelte stumm den Kopf.

Wolf Hessenkamp überkam auf einmal die Angst, diese Gestalt könnte gar nicht Grete sein, nicht seine Grete. Vielleicht war Grete längst tot, vielleicht wollte sich eine andere Schwester an ihrer Stelle von ihm befreien lassen.

„Bist du es, Grete?" schrie er hinauf. Seine Stimme zitterte, seine Augen brannten in dem Sonnenglast, der von der Mauer zurückstrahlte.

„Ich bin es, Wolf", kam die Antwort. Die Stimme Gretes war verändert, dumpf in dem Gange und gedämpft unter der Gesichtsmaske. „Ich kann nicht fort, Wolf, noch nicht. Dr. Spindler ist erkrankt. Ich darf ihn jetzt nicht im Stiche lassen. Ihn nicht und die anderen nicht."

„Mr. Wyatt ist in Suijuan", schrie Wolf in seiner Angst hinauf.

„Ich weiß es, „kam es von oben zurück, „man hat ihn zu uns gebracht. Er ist gestern gestorben. Leb wohl, Wolf."

*

Wolf Hessenkamp stand allein an dem Zaun. Das Fenster wurde von einem Chinesen geschlossen. Das graue Gitter starrte ihn dumpf und leer an.

Irgend etwas in seinem Herzen zog sich zusammen. Eine Feindseligkeit schien von diesem leeren Gitter auszugehen. Dann ging Wolf Hessenkamp zum Ausgang.

Fast hätte er die jammernden Chinesen beneidet, die man an ihm vorbei in das Innere des Hauses trug.

Durch ein offenes Tor sah er in den Hof. Dort begannen die Baracken. Es schien Wolf Hessenkamp, als wäre man geborgen, wenn sich einmal dieses Tor hinter einem geschlossen hätte. Hier draußen war noch Gefahr, Kampf, Ungewißheit. Drinnen wartete der ruhige Tod!

(Fortsetzung folgt.)

Der Griff in die Zügel.

Eine Erzählung von **Paul Reinke.**

Nun war die Zeit der Ernte gekommen. Hoch stand das Korn. Auf den Feldern lag das Sonnengold der Sommerzeit. Das Dorf war wie ausgestorben. Alles was Hände hatte, die sich noch regen konnten, ging mit ans Werk. Die Getreidemähmaschinen gingen durch die Felder. Hoch beladen schwankten die Erntewagen zum Dreschplatz.

Im Frühjahr war die Lina aus dem Nachbardorf herübergekommen zum Hacklacher Bauer, auf den größten Hof. Zwanzig Jahre war sie gerade alt geworden, wie sie bei den Emmeran in Dienst trat. Die Lina kam aus dem Nachbardorf herüber, weil es die Eltern so wollten, daß sie in fremden Dienst gehen sollte, zumal sie sich daheim mit der zweiten Mutter doch nicht so recht vertrug. Da war ihr Vater halt froh, daß sie beim Hacklacher einen guten Platz gefunden, denn die Lina hing ihm besonders am Herz. Vielleicht weil sie genau so blonde Haare und so blaue Augen hatte wie einst ihre Mutter, da er sie heimführte, als sie so alt war, wie heute die Lina.

Die Hacklacherin hatte die Lina gleich ins Herz geschlossen; warum sie ihrem Sohn, der bei den Soldaten war, schrieb, „wenn Du heimkommst, wirst Du Augen machen über die Lina, die bei uns in den Dienst getreten“, wußte sie selber nicht.

Und dann war der Franz da. Der Hacklacher Bauer war stolz auf seinen Jungen, seinen einzigen Sohn. Er war ein echter Hacklacher. So einer, dem er einmal getrost alles in die Hand geben konnte. Den Hof und die Felder und die Papiere, die manchen Groschen bargen. Darum hat er sichs auch mit dem Franz so gedacht, wie er es mit dem Müllers Heinrich besprochen. Dessen Toni und sein Franz sollten ein prächtiges Paar geben. Da kam Haus zu Haus und Land zu Land und Geld zu Geld.

Wenn der Heinrich und der Emmeran des Sonntags beim Lindenwirt zusammensaßen und ihren Träumen nachgingen, die sie mit ihren Kindern hatten, waren sie restlos glücklich auf Gottes schöner Welt.

Wie der Franz die Lina zum erstenmal in der Küche gesehen, hat er sie lange angeschaut. Die Mutter sagte: „Na, wie gefällt sie dir?“

Da ist die Lina aus der Küche gegangen und hat sich wohl geschämt, und der Franz hat die Mutter wie ein Träumer angeschaut und gesagt: „Ja, die Lina.“

Dann ist der Mai und der Juni übers Land gekommen. Die Blumen haben geduftet und der rote Mohn ist verblüht. Es sind jene Sommerabende gwesen, wo leise der Wind in den Halmen eine Melodie singt, zu dem Herzschlag der Menschen, die in der Glückseligkeit ihrer Liebe Hand in Hand stille Wege durchwandern.

Die Hacklacherin ist eine verständige Frau. Sie hat es zuerst gesehen. Viellecht sah es der Emmeran auch. Aber er wollte es nicht sehen oder er übersah es, weil er sich dachte, das sei halt eine Liebesgeschichte, die mit dem Sommer vergeht. Für ihn stand fest: sein Franz und die Toni!

Was machte er aber für Augen, als eines Tages der Franz zu ihm sagte: „Vater, ich werde die Lina zur Frau nehmen. Gell, da freust du dich?“

„Freuen?“ meinte der Hacklacher. „Für verrückt halte ich dich, für wahnsinnig, weil du einem Weibsbild ins Garn rennen willst. Mein Sohn heiratet nicht die Magd des Vaters — nicht mein Sohn“ hatte der Vater gebrüllt. „Sieh“, hatte er dann freundlicher weitergesprochen und ihm bei der Hand gefaßt, wie damals, wo er mit ihm zum Jahrmarkt gegangen, als der Franz noch ein Bub war. „Die Toni von Müller und du, das ist halt schon lang mein Traum und des Müllers Wunsch.“

Da hat sich der Franz von der Hand des Vaters losgemacht und sich gerade vor ihm hingestellt, ihm und offen in die Augen gesehen und ihm klar und deutlich ein einziges Wort gesagt, ein einziges Wort:

„Nein!“

„Gut“, hat der Vater geantwortet, „aber das sag ich dir, wenn die Ernte eingebracht, dann kannst gehen, du und deine Lina, kannst gehen, wohin du willst, nur fort will ich euch wissen und nie mehr wieder sehen.“

Die Mutter wußte, sie konnte dabei nichts tun, sie kannte ihren Mann — aber sie wußte auch, was dem Franz die Lina war. Sie waren sich beide einig, der Franz und die Lina. Dann gingen sie eben irgendwo in den Dienst. Sie würden schon durchkommen.

Seit Tagen lag es in der Luft. Es gab ein Wetter. Aber Gott hatte Einsicht. Er schob es hinaus von Tag zu Tag. Fast war alles unter Dach und Fach. Emsig mühten sich alle Hände, denn heute ging es bestimmt los. Schon ballten sich die Wolken am Horizont zusammen. Unruhig standen die Pferde vor dem Wagen. Der Großknecht reichte dem Franz, der auf dem hochbeladenen Gefährt stand, das Getreide zu. Näher und näher kamen die schwarzen Wolken. Jäh kam ein Wind auf und wirbelte die Halme durch die Luft.

Krachend und splitternd, als ginge die Welt unter, dröhnte der erste Donnerschlag und echote in den Bergen. Wild bäumten die Pferde sich auf. Der Großknecht sprang im letzten Augenblick zurück. Als liefen die Rosse auf feurigen Kohlen, rasten sie über das Feld der Straße zu.

Franz versuchte die Zügel zu erreichen.

Vergeblich! Was sollte werden. Alles schien verloren. Herabzuspringen war bei diesem Tempo ein Ding der Unmöglichkeit. Der Wagen schwankte wie ein Spielball hinter den Pferden.

Was nun geschah, war die Sache von Sekunden. Lina warf sich den Pferden in die Zügel. Alles schrie auf. Die Pferde schleiften sie noch ein Stück, dann stand der Wagen.

Ohnmächtig liegt sie an der Erde. Langsam beruhigten sich die Pferde. Franz ist vom Wagen gesprungen. Er kniet neben Lina. Alles kommt angelaufen. Da fallen die ersten Tropfen vom Himmel, wie erlösende Tränen. Auch der Hacklacher ist hinzugekommen. Er schiebt den Franz beiseite, hebt die Lina auf und trägt sie auf seinen starken Armen über den Rain der Straße entlang ins Haus und bettet sie sorgsam auf das Sofa in der guten Stube.

Wie die Lina eben die Augen öffnet, hat sich der Bauer über sie gebeugt und streichelt ihr wortlos die Stirn. Wie sie ihn sieht, füllen sich ihre Augen mit Tränen. „Wein nur, mein Kind“, meint er zu ihr. Dann nimmt er ihre Hand und legt sie dem Franz, der hinter ihm gestanden ist, in dessen Hände. Wie er hinausgeht, meinte er für sich: „Wahrlich Herr, du gabst diesmal eine gute Ernte.“

Die dabeistanden, wußten nicht, ob das ein Gebet war oder Worte des Dankes an das Schicksal. Jedenfalls hatte er eingesehen, daß die Lina die rechte Frau für einen Hacklacher war.

5000 mal stärker als Strychnin!

Im Staats-Laboratorium von Transvaal ist kürzlich eine neuentdeckte afrikanische Pflanzenart namens „Adenia“ von Fachgelehrten untersucht worden. Es hat sich dabei herausgestellt, daß ihr Gift fünftausendmal wirksamer als Strychnin und daher der furchtbarste Giftstoff ist, den die Menschheit bisher kennt.

Für den Laien ist das Wort „Gift“ immer noch mit einem geheimnisvoll schaurigen Nimbus umgeben, der meist auf aus Kriminalromanen oder Mordprozessen entlehnten Vorstellungen beruht. Dabei zählen die Gifte — vielleicht auch das neuentdeckte afrikanische Pflanzengift — richtig angewandt, zu den größten Segnungen der Natur, ohne welche die moderne Heilkunde nicht denkbar wäre. Die Geschichte der Gifte reicht weit in das graue Altertum zurück. Der Sage nach war es Hekate, die erstmals giftige Wurzeln entdeckte und die hiermit gemachten Erfahrungen auf ihre Töchter Medea und Kirke übertrug. Pfeilgifte, wie das indische Curare, wurde gleichfalls schon in den ältesten Zeiten gebraucht. Heute noch bedienen sich manche Naturvölker dieser tödlichen Stoffe, um damit den Feind so schnell wie der Blitz zu fällen.

Als Begründer der wissenschaftlichen Giftkunde — in Fachkreisen Toxikologie genannt — gelten die Araber. Von

diesen übernahmen dann die medizinischen Schulen des Abendlandes die neue Lehre. Im Mittelalter waren in Venedig und auch an anderen Orten sogenannte Giftringe gebräuchlich, mit denen man beim Händedruck durch einen unmerklich aus der Fassung heraustretenden feinen Stachel dem Opfer tödliche Wunden beibrachte. Besonders die Borgias haben sich auf diesem Gebiet hervorgetan und sich ihrer Gegner durch derartige „Todesringe" entledigt.

Die heutige Wissenschaft versteht unter Gift einen festen, flüssigen oder gasförmigen Stoff, der, in die Säftebahn von Menschen oder Tieren gelangt, schon in kleinen Mengen die Tätigkeit einzelner Organe schädigt und dadurch krankhafte Zustände oder den Tod herbeiführt. Wie schwierig es jedoch ist, eine Begriffsbestimmung vom Gift zu geben, die einerseits feste Grenzen zieht, andererseits aber dem üblichen Sprachgebrauch vollauf Rechnung trägt, geht schon daraus hervor, daß Taylor in seinem berühmten Werk über Toxikologie viele Seiten nur dieser Definition widmet und zum Schluß dennoch die Unmöglichkeit einer präzisen Formulierung zugestehen muß. Um über die große Zahl der Gifte einen Überblick zu gewinnen, hat man diese in mehrere Klassen eingeteilt. So unterscheidet man rein narkotische, reizend- narkotische, reizende — teils ätzende, teils adstringierende und septische oder faule Gifte.

Die narkotischen Gifte bewirken Betäubung, Schlafsucht, Lähmung und Schlagfluß. Zu den rein betäubenden Giften rechnet man Blausäure, Bittermandelöl, Kirschlorbeer, Bilsenkraut, Giftlattich, Mohn, Opium und die darin enthaltenen Alkaloide.

Die reizend-narkotischen Gifte unterscheiden sich von den nur betäubenden dadurch, daß sie außer der betäubenden Wirkung in denjenigen Körperteilen, mit denen sie in Berührung kommen, Reizungen und Entzündungen hervorrufen. Man rechnet zu diesen Stoffen: Kohlensäure, Kohlenoxyd, leichtes und schweres Kohlenwasserstoffgas, Phosphor- und Arsenwasserstoff, Alkohol, Äther, Chloroform und viele Giftschwämme, sowie Pfeilgifte, Brechnuß und Strychnin, Atropin, Nikotin und Digitalin, Meerzwiebel, Tollkirsche und Stechapfel, den Fingerhut und die Schierlingspflanze.

Zu den reizenden Giften gehören: Phosphor, Jod, konzentrierte Säuren, Chlor, ätzende Alkalien, Arsen, Antimon, Kupfer, Blei, Zinn, Zink und Silber, Seidelbast, Rizinus und Wolfsmilch, ferner Fisch- und Muschelgift. Unter Umständen sind hierzu auch die Ansteckungsstoffe — Bakterien und deren chemische Produkte — zu rechnen.

Neben diesen Giften gibt es noch die chronische Vergiftung durch gewisse Berufskrankheiten, denen Arbeiter und Handwerker ausgesetzt sind. So zeigen sich in Arsenbergwerken, Spiegel- und Schwefelhölzer-Fabriken, bei Schriftsetzern und Malern, ferner in der chemischen Industrie immer wieder Gesundheitsstörungen, die letzten Endes auf Gifteinwirkungen zurückzuführen sind.

Im vergangenen Jahrhundert hat in der Toxikologie die Theorie der Gegengifte eine große Rolle gespielt. So gab man bei Vergiftungen mit Säuren große Mengen gebrannter Magnesia, bei Laugenvergiftung Zitronensäure, gegen Bleizucker Glaubersalz, gegen Metallsalze Milch oder Eiweiß. Bei Vergiftungen mit Kalabarbohnen verordnete man Atropin und umgekehrt, gegen narkotische Gifte Alkohol oder schwarzen Kaffee, gegen Strychnin Chloroform oder gar Curare, das berüchtigte indische Pfeilgift. Es hat sich jedoch allmählich gezeigt, daß viele dieser Gegengifte nur in beschränktem Maße wirksam sind oder überhaupt gänzlich versagen. Man hat sich daher in der Gegenwart unschädlicheren und zugleich besseren Heilmitteln zugewandt. Unter ihnen steht wohl an erster Stelle die rechtzeitige Magenentleerung durch Abführmittel.

Eine vorzügliche populär-wissenschaftliche Darstellung fanden der Verbreitungsweg und die Wirkung der verschiedenen Gifte auf den menschlichen Körper in dem im vergangenen Herbst auf der Reichsausstellung „Gesundes Leben — frohes Schaffen" in Berlin zur Schau gestellten „Giftmenschen". Dieses durchsichtige, lebensgroße Modell ist später dem Deutschen Hygiene-Museum in Dresden zur Verfügung gestellt worden, das mit ihm auf Reisen ging. Es erweckt gegenwärtig in den entlegensten Gegenden des Reiches das Interesse weitester Bevölkerungskreise für die Entstehung, Zusammensetzung und Wirkung der Giftstoffe, die nunmehr durch das neuentdeckte afrikanische Pflanzengift um ein besonders interessantes, ungeheuer gefährliches Naturprodukt bereichert worden sind.



Bunte Chronik



Die kirchenreichste Insel der Welt.

Patmos, die Insel, auf der einst der Heilige Johannes seine Offenbarung schrieb, ist das kirchenreichste Eiland der Welt, gemessen an der Größe seiner Besiedlung. Denn den 700 Häusern, in denen die Einwohner leben, stehen nicht weniger als 300 Kirchen gegenüber, so daß also jeweils zwei Häuser eine Kirche für sich haben. Natürlich werden nicht alle 300 Kirchen benutzt, viele sind schon sehr alt und vernachlässigt. Die Gotteshäuser sind alle durch Spenden frommer Pilger entstanden, die seit Jahrtausenden die Insel besuchen.

*

120 Sprachen in Europa.

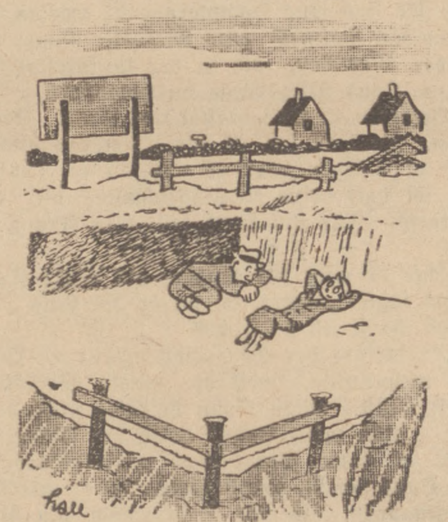
In Europa gibt es nicht etwa, wie man vielleicht auf Grund der Anzahl der Staaten annehmen könnte, ungefähr zwanzig Sprachen, sondern nicht weniger als hundertzwanzig. Natürlich kommt nicht allen die gleiche Bedeutung zu: 19 Sprachen werden von mehr als je 5 Millionen, 37 von mehr als je 1 Million Menschen gesprochen und weitere 50 von je etwa hunderttausend Menschen. Etwa ein gutes Dutzend Sprachen ist auf so kleine Gebiete beschränkt, daß sich nicht einmal 100 000 Personen ihrer bedienen. Zu ihnen gehört beispielsweise das Rätho-Romanische, das nur von rund 45 000 Menschen als Muttersprache angegeben wird. Die größte Verbreitung hat unter den 485 Millionen Europäern die deutsche Sprache, die von über 82 Millionen Menschen gesprochen wird. An zweiter Stelle folgt Russisch mit 71 Millionen; man darf nicht vergessen, daß gerade innerhalb des russischen 170-Millionen-Reiches die größte Buntheit an Muttersprachen zu verzeichnen ist. An dritter Stelle folgt die englische Sprache, die innerhalb Europas von 47 Millionen als Muttersprache bezeichnet wird.



Lustige Ecke



Die neuen Villenbesitzer.



„Glaubst du nicht, daß die Betten so besser stehen würden?"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.